

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 145.

Freitag, 25. Juni.

1915.

Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

(22. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.

Er hatte sich nur schwer dazu entschlossen, aber er mußte das Versprechen halten, das er seiner Tochter gegeben, auch wenn es ihn schon wieder gereute.

Dichte Rauchwolken von sich blasend, ging er mit finsterner Miene hinaus, und als die Tür sich hinter ihm schloß, bebte es wie banges Erzittern durch Marthas Seele.

Aber was sie gefürchtet haben mochte, geschah nicht. Herbert Lynder hatte sich zwar von seinem Stuhl erhoben und die kaum angezündete Zigarre wieder fortgelugt, aber er stürzte nicht auf sie zu, um sie in seine Arme zu nehmen. Wohl wollte ihn sichtlich ein leidenschaftliches Verlangen dazu treiben, aber eine gewisse Scheu, die er nicht zu überwinden vermochte, hielt ihn zurück.

Gerade der Umstand, daß seine Gedanken sich seit mehr als zwei Jahren mit nichts anderem beschäftigt hatten als mit ihr und mit der Ausmalung dieses Wiedersehens, hatte Marthas Gestalt für ihn nach und nach fast etwas Göttliches werden lassen. Er hatte nicht mehr den Mut, sie zu berühren, weil das Bewußtsein seiner Schuld und seiner Lüge noch zu schwer und drückend auf ihm lag. Das mußte erst überwunden sein, ehe er die Zueversicht fand, seine Rechte geltend zu machen. Nur seine Augen tranken ihre Lieblichkeit in sich hinein, wie vorhin seine Lippen gierig den feurigen Wein getrunken, mit dem er die tödliche Angst seines Herzens hatte betäuben wollen.

Martha, obwohl sie ihn ansah, fühlte diesen Blick wie ein Brennen auf ihrer Haut. Sie hatte dies Alleinsein gewünscht, weil sie ihm noch vor seiner Unterredung mit ihrem Vater hatte sagen wollen, daß sie noch immer fest entschlossen sei, sein Weib zu werden. Nun aber war ihr zu Mut, als ginge das Opfer doch über ihre Kraft.

Eine kleine Weile sprach keines von ihnen. Dann raffte sich Herbert zusammen, um zu sagen: „Sie haben meinen Brief an Ihren Vater gelesen, liebe Martha? Dorf ich hoffen, daß Sie mit meinen Vorschlägen einverstanden sind?“

„Ja — mit allen“, erwiderte sie leise.

„Die Ärzte haben mir gesagt, daß ein längerer Aufenthalt im Süden das beste Mittel zur völligen Wiederherstellung meiner Gesundheit sein würde. Würden Sie einwilligen, daß wir gleich nach unserer Hochzeit aufbrechen?“

Sie nickte wieder; aber ihr Gesicht war brennendrot geworden, als er von ihrer Hochzeit gesprochen, ja, sie mußte für einen Moment die Augen schließen, weil sie fühlte, daß sie sich mit Tränen gefüllt hatten.

Er aber nahm ihr Erröten nur für den Ausdruck jungfräulicher Befangenheit, und er hatte sie niemals schöner gefunden als in diesem Augenblick. Wenn er noch einmal ein Verbrechen hätte begehen müssen, um sich dies holdselige Gesicht zu gewinnen, nicht einen Augenblick würde er gezauert haben, es zu tun. Hatte ihn doch einzig die Liebe zu ihr in den Stand gesetzt,

all das Fürchterliche zu ertragen, das hinter ihm lag! die Qualen der Untersuchung, die Schmach der öffentlichen Gerichtsverhandlung und die grausamen Demütigungen der Gefangenschaft. Der Gedanke an Martha, die Leidenschaft für sie, die sein ganzes Sein ausfüllte, hatte ihm Kraft gegeben, das Entsetzliche zu überstehen. Um seiner Liebe willen hatte er weiter gequält und gelogen und hatte immer neue Listen erfunden, um die zu hintergehen, die ihn seiner schwer erkämpften Beute zu berauben suchten. In den Stunden der Verzweiflung, wenn der Gedanke an Selbstmord seine Krallen nach ihm ausstreckte, hatte er aus der Vorstellung von den überschwenglichen Wonnen dieses Wiedersehens neuen Mut zum Leben gezogen.

Nun aber, da zur Wirklichkeit geworden war, wovon er nur unter seligem Erschauern hatte träumen können, nun stand das Bewußtsein seiner Schuld wie eine unsichtbare und doch mißübersteigliche Schranke zwischen ihm und dem geliebten Mädchen.

Er wagte es nicht, sie zu lieblosen, wie wenn er daran durch instinktive Scheu gehindert würde, sie zu beschmützen. Die Worte der Bärtlichkeit, von denen sein Herz übervoll war, wollten ihm nicht über die Lippen.

Nicht ihre Zurückhaltung, die er ganz natürlich fand, sondern seine eigene Befangenheit war es, die jede Vertraulichkeit hinderte. Mühsam und unter häufigem Stottern schleppte sich eine Viertelstunde lang die Unterhaltung zwischen ihnen hin. Sie sprachen von seiner Gesundheit, von allerlei gleichgültigen Dingen; die Martha zur Zeit ihres ersten Bekanntwerdens interessant gewesen waren, nur nicht von ihrer Zukunft und noch weniger von ihrer Liebe.

Beide empfanden es als eine Erleichterung, als er daran erinnern durfte, daß er von dem Oberstleutnant erwartet werde, und Martha hatte es sehr eilig, ihn in das Arbeitszimmer ihres Vaters zu führen.

Fünfzehntes Kapitel.

„Da ich es für meine Pflicht halte, ganz offen gegen Sie zu sein, mein bester Herr Lynder“, sagte der ganz in einen bläulichen Tabaknebel eingehüllte Oberstleutnant, sobald sie allein miteinander waren, „so möchte ich Ihnen zunächst bemerken, daß Ihr letztes Schreiben mich einigermaßen befremdet hat. Die Vorschläge, die Sie darin machen, sind, ehrlich gesprochen, sehr wenig nach meinem Geschmack.“

„Verzeihung, Herr Oberstleutnant, wenn ich Sie unterbreche. Aber Fräulein Martha sagte mir soeben —“

„Daß sie darüber anderer Meinung ist als ich. Ganz recht! Das selbe sagte sie auch mir, und es ist möglich, daß ich mich schließlich der Majorität werde fügen müssen. Aber eine Bemerkung hinweg müssen Sie mir doch noch gestatten. Sie sind krank gewesen, und Sie sehen noch jetzt sehr schlecht aus. Würden Sie es nicht für richtiger halten, die Hochzeit bis zu Ihrer

völligen Wiederherstellung zu verschieben? Schließlich wären dazu doch auch unsererseits noch verschiedene Vorbereitungen zu treffen, die sich nur schwer innerhalb weniger Wochen erledigen lassen werden."

Der Besucher hatte anscheinend nur mit halbem Ohre auf seine Worte gehört. Seine suchenden Augen wanderten unablässig durch das Zimmer, und immer auffälliger wurde der Ausdruck einer ängstlichen Spannung in seinen Zügen. Aber er hatte doch verstanden, daß man einen Aufschub von ihm verlangte — einen Aufschub, den er nicht gewähren konnte, ohne zugleich jede Hoffnung auf die Verwirklichung jener Wünsche zu begraben, um derenwillen er zum Verbrecher geworden war und so Übermenschliches erduldet hatte.

Darum nahm er alles zusammen, was noch an Energie in ihm war, um sich gegen die unmögliche Zustimmung aufzulehnen. Er versicherte, daß er sich bis auf einen kleinen Rest von Schwäche ganz wohl fühle, und daß nichts ihm seine frühere Kraft und Frische schneller wiedergeben würde als das Glück, das ihn an Martha's Seite erwarte. Auch hätte er schon alle seine Dispositionen getroffen. Morgen bereits wolle er abreisen, um einen geeigneten Ort für die Trauung ausfindig zu machen und die Formalitäten des Aufgebots in die Wege zu leiten. Es würde ihm die schmerzlichste Enttäuschung bereiten, wenn man jetzt seinen Plänen die Zustimmung verweigere.

Das Gesicht des Oberstleutnants war immer finsterner geworden. „Sie haben es merkwürdig eilig, mein Herr, nachdem Sie sich vorher so merkwürdig lange Zeit gelassen haben. Man gibt doch am Ende kein Hindernis weg, wie man ein Pferd oder einen Rock wegkauft. Um gewisse Garantien für die Zukunft würde ich Sie unter allen Umständen ersuchen müssen, ehe ich mein letztes Wort in dieser Angelegenheit spreche.“

Der andere atmete rascher. „Was meine Vermögensverhältnisse betrifft, Herr Oberstleutnant —“

Der alte Offizier unterbrach ihn mit einer Handbewegung. „Es handelt sich natürlich nicht um diese allein. Aber da wir einmal auf das Thema gekommen sind, so erlaube ich mir wohl, zunächst noch eine andere Angelegenheit, die mir sehr am Herzen liegt, mit Ihnen ins reine zu bringen. Ich meine das Darlehen von dreißigtausend Mark, das Sie vor zwei Jahren ohne mein Vorwissen durch Vermittlung meiner Tochter einer uns nahestehenden, Ihnen aber ganz fremden Dame gegeben, und das ich demzufolge als eine von mir persönlich eingegangene Schuld anzusehen wünsche.“

„Sie sind davon unterrichtet? Das bedaure ich lebhaft, Herr Oberstleutnant. Ich hatte gehofft, daß diese Angelegenheit ganz zwischen mir und Fräulein Martha bleiben würde. Jedenfalls wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie die Sache einstweilen auf sich beruhen lassen wollten.“

Der Oberstleutnant fühlte sich durch diese Absehung offenbar ernstlich verletzt, denn stirnrunzelnd sagte er: „Ich bedaure, solchen Wünschen nicht entsprechen zu können, denn ich gehöre so wenig zu den Leuten, die sich etwas schenken lassen, wie zu denen, die eine Bezahlung ihrer Schulden auf die lange Bank schieben. Leider bin ich heute noch nicht in der Lage, Ihnen die ganze Summe zurückzuzahlen. Aber der Verkauf einiger überflüssiger Stücke aus meinen Sammlungen setzt mich immerhin in den Stand, Ihnen wenigstens —“

Er brach verwundert ab, weil sich plötzlich eine zuckende Hand auf die seine gelegt hatte. „Verzeihen Sie, Herr Oberstleutnant, wenn ich mir eine Frage erlaube. Die große japanische Vase mit der Katze — haben Sie auch diese Vase verkauft?“

Im höchsten Maße erstaunt über die Unterbrechung, die ihm um so sonderbarer erschien, als er ihre Ursache durchaus nicht zu begreifen vermochte, zog der Oberstleutnant seine Hand zurück. „Nein“, sagte er kurz.

„Die war mir zu lieb, als daß ich sie jemals um Geld hätte weggeben können.“

Grevenberg atmete auf. Ein verzerrtes Lächeln, durch das er seine Ungeschicklichkeit wieder gutzumachen dachte, ging über sein bleiches Gesicht. „Ich dachte es mir wohl. Sie sagten ja damals öfter, daß Sie sich nie von dem kostbaren Meisterwerk trennen würden. Nur, weil ich sie nirgends sah —“

„Es setzt mich in Erstaunen, daß diese Vase Sie so lebhaft interessiert. Aber Sie konnten sie allerdings nicht sehen, denn ich besitze sie nicht mehr. Ich habe sie verschenkt.“

„Verschenkt! — Sie haben sie verschenkt? An wen?“

Der Oberstleutnant sah die Schweißtropfen auf seiner Stirn und das irre Flimmern in seinen Augen. „Sollte es mit seinem Verstande nicht ganz in Ordnung sein?“ dachte er. „Der Mensch benimmt sich ja wie ein Verrückter!“ Und so barsch, als wollte er ihn durch die Klarheit seines Tones in die geziemenden Schranken zurückweisen, sagte er: „An einen hiesigen Arzt, der mich in schwerer Krankheit behandelt hat. Aber das ist doch sehr gleichgültig und hat mit dem, was ich Ihnen zu sagen wünsche, nicht das mindeste zu schaffen. Ich werde also innerhalb der nächsten acht bis vierzehn Tage die Hälfte Ihres Guthabens flüssig machen, und ich hoffe, daß es mir noch binnen Jahresfrist möglich sein wird, auch den Rest zu tilgen.“

(Fortsetzung folgt.)



Tapferkeit läßt sich im einzelnen nicht belohnen; sie ist, Gott sei Dank, ein Gemeingut der deutschen Soldaten.
Bismarck.

Der Krieg als Arzt.

Wir wußten lange nicht, ob der Augenschein uns trug. Wir hatten bisweilen schwächliche Leute in den Heeresdienst eintreten sehen, deren Konstitution keineswegs den Strapazen gewachsen schien, die ihrer warteten. Aber schon einige Wochen später war eine Veränderung festzustellen, der ganze Mann sah gesünder aus, das Gesicht war gebräunt, frisch und reichlich durchblutet, die Haltung aufrecht gestreckt. Die Menschen bekamen etwas Lebendigeres, auch wenn die großen Strapazen des Dienstes nicht spurlos an ihnen vorübergingen. Als sie dann aus den heimlichen Garnisonen in die Schlacht zogen und wir wieder von den furchtbaren Mühen und Entbehrungen hörten, die der Winterfeldzug mit sich brachte, bangten wir bisweilen doch um die Gesundheit unserer Brüder. Unsere Besorgnisse aber waren unbegründet, man sah zahllose vorübergehend aus jenen entsetzlichen Kämpfen Heimgekehrte, die nicht nur die Anstrengungen überstanden, sondern auch ein frisches und gesundes Aussehen zeigten, gleich, als ständen sie erst jetzt im Vollbesitze ihrer Kraft. Sollte wirklich der Krieg mit seinen Schrecken eine so stählende Wirkung ausüben? Man ist jetzt in der glücklichen Lage feststellen zu können, daß derartige Anschauungen nicht auf subjektiven Impressionen beruhen. Denn auch die Vertreter der medizinischen Wissenschaft stehen auf dem Standpunkt, den Krieg für viele Leiden als Arzt und Hygieniker anzusehen.

Dahin zielende Beobachtungen und Betrachtungen veröffentlicht der bekannte Berliner Kliniker Prof. Goldscheider, Generalarzt und beratender innerer Mediziner bei einer Armee, in der Zeitschrift für physikalische und diätetische Therapie. Der Krieg hat einen merkwürdigen Einfluß auf den allgemeinen Gesundheitszustand ausgeübt. Zahlreiche Menschen, welche bei seinem Beginn an Beschwerden gelitten haben, rückten ins Feld, ungeübt und ungewöhnt der Anstrengungen, machten den Feldzug mit, ohne Rücksicht auf sich nehmen zu können. Und es ging! Dies ist eine merkwürdige Tatsache, für die es sich wohl lohnt, die Ursachen aufzusuchen. Zunächst muß man daran denken, daß zahlreiche Schädigungen, die dem bürgerlichen Leben eigentümlich sind, im Felde fehlen. Übermäßiger Alkoholgenuß, ungenügende Ernährung, unsolider Lebenswandel, ungenügender Schlaf bei ausschweifendem Nachleben, die Unsitte der ungesunden Gastereien fallen hier weg. Streng geregelt fließt das Leben

im Felde hin. Übermaß an Alkohol und Tabakgenuß kommt nur ausnahmsweise vor, die übrigen Kulturschädigungen sucht man vergebens. Die Kost ist einfach und von allen Reizmitteln frei. Die Gesundung von Körper und Geist rührt von dieser „spartanischen“ Lebensweise her, welche die Schädlichkeiten der Verweichlichung nicht kennt. Dazu kommt der dauernde Aufenthalt in der frischen, keimfreien Luft. Trotz des unvermeidbaren Schmutzes sind Schützengräben schlechten Wohnungen vorzuziehen. Lungenentzündungen kamen deshalb selten vor, sie stammten immer häufiger aus Quartieren als aus Gräben. Wie aber kommt es, muß man fragen, daß diese Menschenmassen auch in solche Zustände sind, die großen körperlichen Anstrengungen und die Beanspruchungen der Nervenkräfte zu ertragen? Die Ursache für diese gewaltige Steigerung der Leistungsfähigkeit des Organismus ist begründet in seiner Fähigkeit, sich den Anforderungen anzupassen. Jener besitzt Regulationsvorrichtungen, die er bei jeder Störung spielen läßt und die übungsfähig sind. Darauf beruht auch die Wirkung der physischen Heilmethoden, etwa der Wasserbehandlung. Diese sind als den Organismus störende Eingriffe anzusehen, gegen die jener seine Regulationseinrichtungen mobil macht und steigert. Alles das, was als Schädlichkeit für unsere Truppen erscheint wie Kälte, Nässe, Witterungsunbilden, kräftigt sie letzten Endes und härtet sie ab. Der menschliche Körper paßt sich außerordentlich schnell ganz ungewohnten körperlichen Anstrengungen an, und das nachher sich einstellende Wohlbefinden ist ein Beweis der günstigen Einwirkung. Auch der Mangel an Komfort wirkt wohlthätig auf die Nerven. Man lernt auf hartem Lager ungeachtet der Druckempfindungen schlafen und trotz des Geschützdonners. Die Nervenempfindlichkeit wird herabgesetzt. Dadurch wird der aufregende Aufenthalt in Feuerstellung erträglich gemacht: man wird kaltblütig. Die physische Beeinflussung geht noch weiter. Die mächtigen Gefühlsmomente, die der Krieg im einzelnen auslöst, überlagern die subjektiven Gefühle und Beschwerden. Das Individuum vergißt sich und seine Unannehmlichkeiten unter der Allgewalt der Verhältnisse.

Die Willensfähigkeit wird durch das gegenseitige Beispiel und die Kameradschaft, welche Vorgesetzte und Untergebene zu einer einzigen willensgefüllten Masse zusammenfügt, auf das denkbar höchste Maß erhoben. Man will nicht krank sein. Der Wille überwindet Hunger und Durst, Kälte und Hitze, kurz jedes Unlustgefühl. Auch die Affekte wie Furcht und Grauen meistert er. Endlich lernt er ungeahnte motorische Leistungen hervorbringen. Diese Willensstärkung übt aber auch geradezu einen Einfluß auf die Gesundheit aus. Die Kräfte, die latent geblieben waren, weil man sie nicht benötigte, wachen auf. Die Anpassungsfähigkeit wird auf das äußerste geübt, der Organismus lernt, große Leistung Herz und Atmung werden gekräftigt. Der Mensch wird trotz in ausdauernder Muskelarbeit bei möglichst geringem Stoffumsatz. Der Wille unterstützt auch den Heilprozeß. Willenschwache Kranke lassen sich von ihrem Leiden unterkriegen und leiden mehr als die Starken, die ihr Lebensgefühl dauernd wachhalten. Der Krieg wird zu einem Erlebnis, das sicher eine bleibende Wirkung im Sinne einer Steigerung des Persönlichkeitsgefühls ausüben wird. Im ganzen genommen enthält die Erkenntnis der Wirkungen des Krieges eine hoffnungsvolle Perspektive; es deutet nicht auf Abnutzung, alles vielmehr auf Erhaltung und Steigerung der Leistungsfähigkeit. Die unorganische Substanz wird durch Gebrauch abgenutzt, die organische gekräftigt. Alle diese heilsamen Folgen aber würden nicht eintreten, wenn das Menschennaterial von Haus aus nicht eine so günstige körperliche Verfassung aufwiese, wie dies bei den deutschen Truppen im Gegensatz zu anderen Nationen der Fall ist.



Aus der Kriegszeit.

Der 22. Juni!

Wiesbadener Bierzeiler von F. v. G.

O schönster erster Sommertag,
Wo Nitka solche Prügel trug,
Daß heulend er aus Lemberg floh,
Die Hände haltend — irgendwo!

Aus George Sands Tagebuch von 1870. Die „Revue de Paris“ veröffentlicht Auszüge aus einem Tagebuch, das George Sand während der kriegerischen Ereignisse von 1870/71 geführt hat, und das gerade in unserer Zeit der erneuten Auseinandersetzung mit Frankreich ein besonderes Interesse erregt. Es sind kurze Notizen, die, ohne schriftstellerischen Ehrgeiz, hingeworfen, die Eindrücke der Dichterin unmittelbar wiedergeben. George Sand befand sich im Augenblick der Kriegserklärung in Nogent, wo sie auch bis zum Frieden blieb. Am 16. Juli erfährt sie, daß der Krieg erklärt ist, und schon am 21. Juli bemerkt die scharfe Beobachterin, daß die Demoralisation bereits einsetzt. „Man hat Saarbrücken genommen. Ist Seine Majestät zufrieden mit seinen Kanonen? Was kommt es auf die Toten an? Was für eine Kultur!“ Drei Tage später, am 8. August, schreibt sie: „Wir sind geschlagen worden. Alles geht sehr gut oder sehr schlecht. Man weiß nichts.“ Am Sonntag, den 7. August: „Unheilvoller Tag. Düstere Nachrichten von allen Seiten. Unsere Generale geschlagen, die Preußen in Frankreich, die Nachrichten hartnäckig widerrufen bis zum Zusammenbruch.“ Am 8. August: „Die Preußen sind vielleicht nahe bei Paris. Vielleicht ist die Republik ausgerufen. Alles ist möglich. Man weiß nicht, was man denken soll. La Châtre ist in Hut gegen den Krieg und Streit. Es lebe die Nation! Es ist ein langes Klagespiel, das Monatlang dauern wird. Die Provinz wird systematisch in Unwissenheit erhalten. Der Krieg ist hier wunderbar unpopulär; Napoleon III. auch.“ Am 16. August: „Der Geburtstag des Kaisers zeigt kein Lampen, keine Fahnen. Es geht offensichtlich zum Untergang.“ Überall erblickt George Sand Unordnung, Unruhe, Panik, Gerüchte von Verrat. „Sind die Notwendigkeiten des Krieges wirklich so zwingend, daß man ein Volk in Gefahr, in Unkenntnis darüber halten muß, wo sein Heer ist und was es macht?“ Am 4. September: „Das ist das Ende des Kaiserreiches. Aber unter was für Bedingungen!“ Die Ausrufung der Republik erzremt George Sand jedoch, und sie hofft, daß die Preußen nun die Feindseligkeiten einstellen werden. „Gott schütze Frankreich. Es ist seines Ansehens wieder würdig geworden“, schreibt George Sand, aber sie bekümmert bald, daß ihr „ein Fels auf dem Herzen“ lastet. Im Dezember hegt sie einen Augenblick neue Hoffnung: „Paris hat einen glänzenden Ausfall gemacht, die Loire-Armee rückt vor, um die Preußen zwischen zwei Feuer zu nehmen. Aber am 3. Dezember hat sich ihr von neuem Unruhe bemächtigt: „Keine Nachrichten.“ Am 4.: „Man veröffentlicht keine Depeschen: ein schlechtes Zeichen. Am 8. Dezember: „Keine Nachrichten von Paladines und seiner Armee. Die Regierung ist in Aufregung darüber und wagt kein Urteil. Handelt er nach seinem Kopf, um Besseres zu tun? Ist es ein Verrat?“ So begleiten diese Notizen der George Sand die Ereignisse des Krieges bis zu seinem Ende; die allgemeine Angst und Bestürzung, der wirtschaftliche Zusammenbruch und die bürgerlichen Streitigkeiten und die Aufstände, der drohende Bürgerkrieg finden darin ihr Echo. Wenn die Franzosen gerade jetzt in den Stand gesetzt werden, diese Seiten zu lesen und die furchtbaren Zeiten wieder mitzuerleben, so ist die Absicht unverkennbar, und der „Temps“ spricht sie auch offen aus: „Man muß die Einzelheiten dieser Leiden in den einfachen und darum umso bereiteren Blättern der George Sand lesen. Man muß diese Dekrete vor allem denen anempfehlen, die sich heute beklagen und alltäglich Dinge zu kritisieren finden. Vielleicht wird der Vergleich mit dem, was unsere Vorfahren 1870 ertragen haben, sie bescheidener in ihren Klagen und gerechter in ihrem Urteil machen.“ Noch sind die Ereignisse aber nicht zu Ende, und es fragt sich, ob dieser Trost auf die Dauer vorhalten wird.

Aus der Geschichte des Kunststraubes. Zur Geschichte des Venterrechts im Kriege liefert Dr. Hans Wehberg im jüngsten Heft der „Museumskunde“ einen interessanten Beitrag. Er läßt dabei den ältesten Orient unberücksichtigt, indem gerade Babel, Assur und Ham — zahlreiche Einzelbelege sind in den Geschichtswerken Ed. Meyers, Hommels u. a. zu finden — aus religiösen Gründen die Praxis übten, die Kultbilder der Schutzgötter unterworfenen Städte und Landschaften in die Hauptstadt des Siegers zu überführen, während in Ägypten auch bei anscheinend friedlichem Dynastiewechsel die Monummente früherer Herrscher von dem neuen Pharao einfach „annektiert“ und sein Name und seine Taten an Stelle der seiner Vorgänger eingetieft wurden. Die Herstellung der Geschichte der merkwürdigen naturalistischen Kunstwerke des

monothetischen Reformators auf dem ägyptischen Königs-
thron, Amnethophis IV., der sich im Wüstenlande bei Tell-
Amarna eine neue, jetzt von der deutschen Orientgesellschaft
wieder ausgegrabene Stadt schuf, wird eine dankbare Aufgabe
der Zukunft bleiben. Im übrigen wissen wir aus einer Stelle
des griechischen Geschichtsschreibers Thutychides, wie Wehberg
bemerkt, daß im klassischen Altertum aus religiösen Gründen
die Tempel mit ihren Schätzen — sie wurden deshalb allge-
mein als „Depotbanken“ benutzt — im Kriege meist geschont
wurden. Seit dem Mittelalter setzte sich ein rücksichtsloses
Beuterecht durch, und im 16. und 17. Jahrhundert galten
Kunstwerke sozusagen als vogelfrei. Päpstliche Soldaten waren
es, die die berühmten Manuskriptschätze der Palatina zu
Heidelberg im dreißigjährigen Kriege nach Rom schleppten.
Noch ein Michel Angelo machte die Plattform des Turmes
San Miniato al Monte zu einer Stellung für die floren-
tinische Artillerie, und Benvenuto Cellini leitete bei dem
„Sacco di Roma“ von der Engelsburg aus das Bombardement
gegen die stürmenden spanischen und deutschen Lands-
knechte. Wie die Scharen Relacs im dritten „Raubkriege“
Ludwigs XIV. die Pfalz verwüsteten und das Heidelberger
Schloß sinn- und zwecklos in die Luft sprengten, ist aus der
Schulzeit her jedem bekannt. Aber erst die napoleonische Zeit
brachte den systematisch organisierten Kunstraub. Nach
Fourniers Notiz standen „die Gemälde der alten Meister
ebenso wie Ochsen und Getreide auf den Listen der Forderungen
Napoleons“. Seine berühmte rechte Hand hierbei war
der Baron Vivant-Denon, der „Kunst-Kommissar“ für die
eroberten Länder; die zusammengeschleppten Schätze wurden
auf das Musée Napoleon, den Louvre, und die Museen von
15 Departementshauptstädten verteilt. Italien hat naturge-
mäß; einen enormen Tribut zu diesen „Erwerbungen“ beige-
steuert. Wie wenig dagegen Deutsche und Österreicher auch
damals „Barbaren“ waren, zeigt folgende kleine, von Weh-
berg mitgeteilte Episode: „Als Franz II. von Österreich in
Mailand einzog und dort ein Relief fand, auf dem er selbst
in dem Augenblicke dargestellt war, während er den von
Napoleon diktierten Frieden annahm, zerstörte er das Monu-
ment nicht, sondern rächte sich, indem er an diesem Triumph-
bogen ein Relief anbringen ließ, das sich auf die Abdankung
Napoleons in Fontainebleau bezog“. Die Franzosen sind ihrer
Maur- und Zerstörungspraxis auch später treu geblieben.
Als 1849 der französische General Dubinot Rom beschoß und
die ausländischen Konsuln im Interesse der unerschlichen
Kunstwerke der Stadt dagegen vorstellig wurden, erklärte
Dubinot, sein Befehl ginge allen Rücksichten auf Kunstwerke
und Denkmäler vor. . . Die völlig zwecklose Zerstörung des
wunderbaren Sommerpalastes bei Peking im chinesischen
Feldzuge von 1860 brachte dem General Montauban von
Napoleon III. die Erhebung zum Grafen von Falisao ein!
Die Engländer haben 1857 bei der Eroberung von Delhi
ähnlich barbarisch gehandelt, und die Zerstörung des großen
Majestätischthums in Omburman 1898 ist gerade kein Ruhmes-
blatt im Leben des „Kulturvorkämpfers“ Lord Alibener. . .

„Befreier“ und „Befreite“ im Friaul. Es gibt eine
friulanische Überlieferung, die sagt: „Es war einmal eine
Königin, die wollte Brot machen und hatte kein Mehl.“ Das
war zur Zeit der Hunnenstürme, klingt aber ganz modern,
denn das Friaul, im weitesten geographischen Sinne, ist ein
armes Land, und der Krieg in seinen Landschaften steigert
die Not ins Unermessliche. Während die Frauen die Haus-
wirtschaft besorgen und dem kümmerlichen Boden ein wenig
Ernte abzurufen suchen, finden die Männer zumeist als
Händler, Salamiverkäufer und Kastanienröster ihren Unter-
halt in Österreich. Natürlich hat der Krieg diesen bescheidenen
Erwerb unterbunden, und so ist es kein Wunder, daß die
Friulaner (so heißt das Völkchen von Friaul wissenschaftlich
und im heimlichen Dialekt, nicht „Friauler“ oder „Furlaner“,
wie man nordwärts der Alpen oft sagt) schon deshalb den
Italienern wenig Sympathien entgegenbringen. Dazu kommt,
daß die Italiener es mit den Leuten schon längst durch ein
System von Grenzschikanen verdorben hatten, die zum Teil
einen humoristischen Anflug hatten, aber von den Grenzbe-
wohnern ärgerlich empfunden wurden. So gibt es dort viele
Wienerzüchter, die mit ihren Kühen stets wandern, weil in
dem Berglande die lerge Blütenpracht sich bald hier, bald da
erschließt, je nach der Höhe über dem Meeresspiegel und den

sonstigen klimatischen Verhältnissen. Darum kamen von
Österreich her fortwährend Wienhäuser mit ihren Zinsassen,
die in Italien weiden sollten, über die Grenze gezogen. War
ein solches Wienhaus schlicht und unbemalt, so durfte es frei
passieren; hatte aber, wie gewöhnlich, ein ländlicher Raffael
mit allerhand bunten Farben seine Kunst daran versucht, so
mußte es als „feine Manufakturware“ beträchtlich verzollt
werden. Österreich hat diese und ähnliche Zollpladereien stets
mit seltener Langmut hingenommen, ohne freilich Dank dafür
zu ernten. Auch andere „Liebenswürdigkeiten“ Italiens an
der Friaulgrenze. Vene Königin, die zur Hunnenzeit sich
mit dem Kriegsbrotproblem plagte, hauste in einer Grotte
über dem Flusse Ratisone, der aus den karnischen Alpen
herabkommt und sich unten in der Ebene mit dem Torre und
Fsonzo vereinigt. Unweit dieser Stelle befinden sich die Eng-
pässe von Brisich und des Pulfero, eine Landschaft, in der,
wie an den meisten Alpenübergängen, im Laufe der Jahr-
hunderte häufig genug gekämpft wurde. Wenige Touristen
werden darauf geachtet haben, daß auf dem Wege durch den
Engpaß des Pulfero mehrere viereckige, weiße Steinplatten
in den Felsabhang neben dem Pfad eingemauert sind. Sie
stellen Eingänge zu Minenkammern dar, die die königlich
italienische Kriegsverwaltung schon vor Jahren — trotz des
Dreibundes! — hat anlegen lassen, um den Heeren des „Ver-
blindeten“ bei etwaigem Vormarsch ein paar Steine in den
Weg zu legen. . . Nach den jüngsten Nachrichten scheint
schon länger eine russisch-italienische Verständigung (wohl
nicht erst seit der sie besiegelnden Zusammenkunft von
Raccionigi) zu bestehen. In diesem Zusammenhang wird die
schon früher im Friaul arbeitende allslawische Propaganda
verständlicher. Darin ist Friaul eine große Zukunftsstelle
zugeschieden. In seinem „Friaul orientale“ hat der Senator
Antonini ausgeführt, wie es nur mehr eine Frage der Zeit
sein kann, daß sich jenseits der Grenzen Italiens ein großes
slawisches Reich aufbaue. Und dann sind die paar tausend
Slawen von Istrien und Friaul bemerkt, das Bindeglied in
der Kette zu werden, die „die italienische und die slawische
Kultur vereinen und die Gesittung der lateinischen Völker
mit der an der Drau und Unterdonau umschlingen soll“. Aber
die Friulaner haben darüber ihre eigenen Ansichten. Sie
kennen ein Gedicht, ein Zwiegespräch der großen Mutter
Slavia mit ihrem unglücklichen Töchterlein in Friaul. Da
sagt die „Mutter Slavia“: „Warum weinst du, o Schöne,
warum lebst du in Schmerz versunken? Wirst du doch meine
Tochter und siehst mir immer am Herzen! Sieh, deine
Schwestern an der Drau, am Fsonzo, an der Save bereiten
schon die Lorbeerkränze, mit denen sie mich in Freude und
Ruhm schmücken werden.“ Aber das italische Töchterlein des
Friaul antwortet: „O teure und liebevolle Mutter, schau an
die Fesseln, die mich drücken und mich hier immer drücken
werden. Ich bin weber in die Ämter aufgenommen, noch in
die Schule, ob ich schon seit Jahrhunderten hier lebe. Wie
eine fremde Pflanzlerin gehe ich herum, bis auf die Knochen
geehrt mich auf der italienische Blutegele.“ Wenn solche
Stimmung schon im italischen Friaul wiederklings, kann man
unfehlbar ermessen, mit wie gemischten Gefühlen die
Bevölkerung der österreichischen Grenzlande die ita-
lienischen „Befreier“ ansieht, und die italienischen Berichte
liegen denn auch die herbe Enttäuschung in dieser Hinsicht
bereits deutlich erkennen.

„Floreat Etona!“ Aus dem zweiten Funiheft des
„Kunstwart“: Unter dieser Überschrift wird im „Daily Mail“
über den Nachruf an einen Lehrer am Eton College gesprochen,
der an der Front gefallen ist. Wir Deutschen fragen uns
unwillkürlich: lesen wir recht? Aber es bleibt dabei: „Ein
Eton-Lehrer gefallen im Kampf für sein Vaterland und für
uns! So etwas ist noch niemals geschah; es krönt unsre
vielen Ehren.“ In Deutschland und Frankreich sind als Frei-
willige ganze Verbindungen und Vereine hinausgezogen,
Mann für Mann, und wenn irgendwo noch ein großes Lehree-
kollegium keine Opfer gebracht haben sollte, so wär's eine
Ausnahme. In der vornehmsten englischen Lehranstalt aber
ist der Tod eines Lehrers fürs Vaterland noch nie dagewesen!
Und man schämt sich dessen nicht, sondern man rühmt sich
dessen, daß endlich einer anders als beim Fußball fiel, als
einer so gewaltigen Sache, daß sie „unsre vielen Ehren krönt“.